

SANNA
SAMUELSSON

melken

ROMAN HANSER

Leseprobe

Das Buch

Als ihre Freundin Diana sich von ihr trennt, setzt Ellen sich kurzerhand ins Auto und fährt raus aus der Stadt, auf den Hof, auf dem sie aufgewachsen ist. Es ist Sommer, die neuen Besitzer scheinen verweist, doch der Schlüssel ist im selben Versteck wie früher. Ellen verschafft sich Zutritt zum Haus, streift umher, legt sich in ihr altes Zimmer – und bleibt. Wer sagt eigentlich, dass dieser Ort nicht mehr ihr gehört? Die Kühe sind verkauft, aber sie schmeckt die Milch wie damals, der Mistgeruch hängt ihr in der Nase, sie spürt die Wärme der Tierkörper. Dann taucht Max auf, der Freund aus Kindertagen, der nie weggezogen ist.

Das Debüt einer der aufregendsten neuen Stimmen aus Schweden:
Wer ist man, wenn es die Welt, aus der man kommt, nicht mehr gibt?

Die Autorin

Sanna Samuelsson, geboren 1987, ist in Südschweden aufgewachsen und wohnt in Stockholm. Sie studierte Literarisches Gestalten und arbeitete als Kulturjournalistin. Für ihr literarisches Schreiben wurde sie bereits mit mehreren Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2025 mit dem Novellenpreis des öffentlich-rechtlichen Radios in Schweden. *Melken* ist ihr Debütroman.

Sanna Samuelsson. *Melken*

Aus dem Schwedischen von Stefan Pluschkat. 160 Seiten. Gebunden

Auch als E-Book. Erscheint am 17. März 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Motiv: © triocean / iStock

HANSER

Der Hof ist ein geschlossenes System. Er frisst sich selbst, verschlingt seine Reserven. Wer Hunger leidet, verbrennt das eigene Fett. Der Weizen ist flaumig wie die Arme eines anorektischen Körpers. In uns steckt alles, was wir brauchen.

Auf dem Hof ist jeder bei der Arbeit, mein Vater eggt, und meine Mutter holt die Wäsche herein, das Gesicht schweißnass. Der Hund hundet, die Kuh kuht. Das Kind arbeitet an einer glücklichen Kindheit. Es hüpfert den Schotterweg entlang. Pflückt struppige Sträucher, Wiesen-Kerbel, Butterblumen. Lächelt fürs Foto.

Durchs Fenster im oberen Stock sah ich, wie der Kuhstall dem blauen Himmelssegel entgegenragte. Bedrohlich und verheißungsvoll erstreckte sich der Schotterweg vor meinen Augen, staubig, nachdem die Nachtfeuchte verdunstet war. Die Äste der Apfelbäume bogen sich vor noch unreifen Früchten, versteckt hinter rauen Blättern.

Weiter hinten auf dem Acker lag ein zerpfückter Siloballen, die Eingeweide entblößt, für jeden sichtbar. Die Hitze klebte an den Bäumen. Schon jetzt, frühmorgens, krümmten sich die Jungbirken. Obwohl es erst Juli war, hatte sich das Gras braun gefärbt.

Hier war ich wach geworden, allein, aufgeregt. Mein Blick zuckte hin und her, gierig zu sehen, was sich verändert hatte und was gleich geblieben war. Dann schob sich eine Wolke vor die Sonne. Die Landschaft verblasste. Die Schwalben kreisten niedrig über der Weide, zeigten ihre weißen Bäuche und stießen hinab, um knapp über dem Boden wieder hochzuschellen. Ihre Waghalsigkeit verkündete einen Wetterumschwung.

Schwalben spüren, wann es regnen wird. Der Bauer ist auf den Wetterbericht angewiesen. Wetter checken, mehrmals täglich Wetter checken. Immer Regen, wenn es nicht regnen darf. Nie Regen, wenn man ihn braucht. Doch in diesem Jahr kam der Regen nie, wenn er vorhergesagt war. Am Ende traute ich weder Wetter-Apps noch den Vögeln.

Da stand ich, die Hände am Fensterrahmen. Die Büroschlüs-

sel lagen immer noch schwer in der Tasche meines Pullis, und im Nacken stach mich mein Gewissen. So begann der erste bezahlte Urlaub meines Lebens. Ich war allein. In mir brannte die Unendlichkeit.

Ich hatte mich nicht mal ausgezogen, ehe ich mich am Vorabend in das Kinderbett gelegt hatte, mattgesetzt von plötzlicher Müdigkeit. Ich hatte Zuflucht gesucht in meinem alten Zimmer, im oberen Stock fühlte ich mich wohler als dort unten.

Als ich Blicke im Rücken spürte, fuhr ich herum. Das Familienfoto, so fremd. Die ernst dreinblickenden blonden Kinder. Die lächelnden Eltern. Sie sehen so jung aus, dachte ich. Kaum älter als ich.

Als ich auf dem Weg aus dem Büro mit dem Glasaufzug nach unten fuhr, ging ich in die Hocke. Vor mir erstreckte sich die City mit ihren Fassaden, die funkelnden Kirchen in der Sonne. Der Himmel wie ausgehaucht mit seinen verwirbelten Wolkenfetzen. Die Stadt war schön und blinzelte mir mit traurigen Augen zu. Der Aufzug raste abwärts, ich fiel, oft wurde mir hier drin schwindlig.

Ohne mich von jemandem zu verabschieden, hatte ich den Computer heruntergefahren und war schnell über den Teppichboden durch die Bürolandschaft gehuscht. Vorbei an den von Bildschirmen angestrahlten Gesichtern; wie erleuchtet lächelten meine Kolleginnen und Kollegen in sich hinein. Ich stahl mich vorbei, sie sollten nicht merken, wie ich verschwand.

Trotz des rasanten Falls landete der Aufzug sanft. Mir drehte sich der Magen um. Als ich mich noch einen Moment im Spiegel betrachtete, war es, als würde jemand zurückstarren, versuchen, aus meinen Augen herauszuschauen. Es muss et-

was Vergessenes sein, dachte ich. Und das Fremde starrte mich an, aus mir heraus. Der Blick einer Kuh kennt kein Erbarmen.

In meinen Mund schwappte der Geschmack von Jauche, spülte durch meinen Körper. Er stand mir bis zum Hals, stieg immer höher, als wäre irgendwo in mir ein Leck. Die Stadt würgte, bereitete sich darauf vor, mich auszuspucken, allzeit bereit, mich zu verstoßen. Aus den weichen Ärmeln meines beigefarbenen Pullovers schauten meine gepflegten Hände. Ich ballte sie zur Faust, vergrub sie in den Taschen, stieg aus dem Aufzug.

Ich blinzelte, wollte die Gefühle verscheuchen, meine Sehnsucht, mein Zaudern, weil ich jetzt an einen bestimmten Punkt gelangt war. In der Stadt zu leben, wirklich weggezogen zu sein. Aber wo befand ich mich hier, was bedeutete dieser Ort, was wollte er von mir, und was wollte ich von ihm?

Sicher, ich hatte ihn betrachtet, mit gierigen Augen aufgesogen. Hatte die verträumten Blicke der Menschen auf Rolltreppen gesehen, das Weiß ihrer nach oben gerichteten Augen. Klebrige Lollis auf den Straßen, verloren, rosa, gelb, bedeckt von Staub und Birkensamen. Ich hatte gesehen, wie Kinder die Hände ihrer Eltern losließen und sie nie wieder ergriffen.

All das sah ich, doch es war zu viel. Meine Augen waren keine Wasserbomben, die ich im Protest gegen die Fassaden der Innenstadt schleudern konnte.

Mein Gesicht wurde warm. Und es zerrte mich weiter, das Gefühl. In der heißen Nachmittagsluft ging ich langsam die Straße entlang, konnte meine Beine nicht überreden zu beschleunigen, selbst wenn ich meine Schritte aus dem Takt brachte. Ich lächelte, Speichel rann über mein Kinn. Blubberte in meinen Mundwinkeln etwa brauner Schaum, ein süßlicher

Geschmack, direkt aus dem Magenmund? Starrten die Leute mich an?

Mir fiel ein, wie ich einmal im Stall hinter einer Kuh gestanden hatte, zwischen uns die Jaucherin und trotzdem so nah. Wie sich ein dicker Flatschen aus ihrem After presste und zu Boden platschte.

Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, als Silofutter, konserviertes Gras, eingeführt wurde, veränderte sich die Darmflora der Kühe. Zuvor hatten sie vor allem Heu gefressen, und der Kot war fester gewesen, geruchsneutraler, etwa wie Pferdeäpfel. Heute bildet der Kuhschiss Pfützen, in denen man ausrutscht. Im Stall riecht es anders, säuerlicher, strenger.

Ich hatte dagestanden und gelacht, keine Ahnung, warum, ich hatte so was doch schon tausendmal gesehen, aber Kindsein und Kacke ergaben Lachen, und ich lachte viel. Allerdings stand ich diesmal zu nah, ein dicker Spritzer landete in meinem Mund. Der Geschmack war unverkennbar, ich spuckte, doch es war zu spät.

Damals müssen die Darmbakterien meine Kehle hinabgeglitten sein, in meinen Magen, um sich dort zu vermehren.

Manche zahlen viel Geld für Fäkaltherapie, für Stuhl, der in den Darm gespritzt wird. Er soll von glücklichen, robusten Menschen stammen. Und es wirkt tatsächlich, deshalb muss man ja so tief in die Tasche greifen.

Ich glaube, das hat mich verändert. Dass ich auf die Weise zu dem Menschen wurde, der ich jetzt bin. Die Darmflora der Kuh lebt in mir weiter, mit den dazugehörigen Eigenschaften: Herdenmentalität, Feigheit, das Domestizierte. Damals wurde ich eine von ihnen.

In meiner Straße bog ich nicht in den Hauseingang ein, sondern ging noch ein paar Blocks weiter, zum Auto. Da stand es noch. Auf den Scheibenwischerarmen hatten sich kleine Zweige eingenistet. Ich fegte sie mit den Händen weg. Auch ein verblichener Strafzettel klemmte dort. Ich knüllte ihn zusammen, fühlte mich nicht mehr verantwortlich.

Ich kramte den Schlüssel aus der Tasche, das Auto war abgemeldet, aber ich schloss die Tür auf und setzte mich hinters Steuer. Obwohl ich fest damit rechnete, dass die Batterie leer wäre, sprang der Wagen an. Mein Handy schleuderte ich auf die Rückbank, ich brauchte kein Navi.

Dann ließ ich die Kupplung kommen und fuhr vom Parkplatz. Das Gefühl zog mich weiter, Richtung Süden, auf der Schnellstraße ließ ich mich von der Geschwindigkeit kitzeln. Ich schluckte einen Einwand nach dem anderen herunter, setzte die Sonnenbrille auf und genoss die Gemeinschaft auf der Fahrspur, wie wir alle zusammen die Stadt hinter uns ließen.

Als wir uns das Auto anschafften, sollte ein neues Leben beginnen. Obwohl nur ich einen Führerschein hatte, wollte Diana dabei sein, und wir teilten uns die Kosten. Wir wollten es zusammen machen. Sie holte das Auto mit mir ab, und es ging dabei um uns. Während wir durch den Vorort mit seinen Einfamilienhäusern spazierten, hielt sie meine Hand. Wir malten uns aus, wo wir hinfahren könnten. Durch Schweden, ins Ausland,

wir taumelten vor Freude. Diana lachte mit ihrem roten Mund: »Ich fühle mich so sicher, wenn du fährst«, sagte sie, »du fährst wie so ein richtiger Papa.«

Als das Auto immer öfter Probleme machte, schwand ihr Interesse. Sie hatte kein Geld. Ständig nahm ich mir vor, es in die Reparatur zu geben, während die Parkkosten an meinem Konto nagten. Bald würde ich mich darum kümmern, dachte ich. Und dann war es, als könnten wir nirgendwo mehr hinfahren. Über das gewölbte Glas der Windschutzscheibe legte sich Algenglitzer. Das Auto stand einfach da, während wir mit unserer Ungewissheit haderten, in unterschiedliche Richtungen kreiselten.

Aber jetzt wurde das Auto wieder zu etwas Wildem, als es sich rasant in die Kurven legte und die Geschwindigkeit mich tiefer in den Nygonsitz drückte. Ich schwitzte in meiner Anzugchose aus Polyester. Das Auto wollte mit mir kooperieren, wollte arbeiten. Mein lila Kleinanzeigen-Alfa-Romeo.

Sein Vorbesitzer hatte uns damals von Kopf bis Fuß gemustert. Hatte langsam die Lippen geöffnet, und ich sah ihm an, dass er uns die Frage stellen wollte. Ich legte Diana den Arm um die Taille, taxierte ihn. Er gab auf. »Na dann«, sagte er und räusperte sich. »Na dann«, sagte ich.

Auf dem Heimweg lachten wir über ihn. Es fühlte sich an, als hätten wir uns eine Freiheit ergaunert, die uns trotzdem zustand. Aber vielleicht war es am Ende zu groß gewesen. Nicht das Auto, das war ziemlich klein.

Zu beiden Seiten der Landstraße verwaiste Äcker und Felder, auf denen sich nichts regte, und ich wurde nervös. War es nicht

höchste Zeit für die Ernte? Hatte es hier geregnet, warum hatten sie noch nicht angefangen, bald wäre doch alles zerstört?

Hockte der Bauer zögernd zu Hause, schwitzend über seinem Kaffee, döste er in seinem zerschlissenen T-Shirt vor sich hin, der rote Nacken gestützt von einem dicken Kissen? War der Traktor kaputt, und der Mähdrescher, sprang er dieses Jahr an? Während ich mit hundertvierzig Kilometern die Stunde an den Feldern vorbeiraste, beschlich mich das Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

Vor dem Auto schwitzte der Asphalt eine schwarze Flüssigkeit aus, die Luft flirrte, am Straßenrand ließen Lupinen die Köpfe hängen. Wo Kontinentalplatten aufeinandertreffen, erhitzt sich die Erde. Es kommt zu Beben und magerem Boden, es rumort in der dünnen Erdkruste. Ganz egal, wie viel man düngt und wässert, alles sickert hinab zum heißen Kern und verdampft.

Auch im Radio sprachen sie über die Hitze. Wie immer litt vor allem die Landwirtschaft unter der Dürre, unter der Abwesenheit von Regen. Ein Bauer wurde über sein blechern klingendes Handy interviewt, er erzählte von seinen über hundert Milchkühen. Auf trockenen Weiden muhten sie vor sich hin, und er konnte das Vieh auch sonst nirgends grasen lassen. Er wirkte nicht einmal wütend, nur traurig.

»Früher bekamen Rinder in schlechten Zeiten angeblich Schilf«, sagte die Reporterin und lachte verlegen.

Der Bauer brummte über den Kommentar hinweg, wechselte das Thema. Umschiffte die harte Wahrheit, kein Wort über die Staus auf den Schlachthöfen, dass man die Tiere am Ende womöglich selbst erschießen muss.

Am späten Nachmittag hielt ich an einer Tankstelle. Noch immer schwappte die Übelkeit durch meinen Körper. Ich kämpfte mich aus dem Auto, kniete mich ins Gras und erbrach eine braune Plörre, von der ich mir kaum vorstellen konnte, dass sie tatsächlich aus mir kam. Sie hinterließ einen bitteren, leberartigen Geschmack in meinem Mund.

Ein Stück abseits auf dem Rastplatz standen ein paar Typen mit alten Volvos.

So verbringen sie also den Freitagabend, dachte ich noch, ehe einer von ihnen, Anfang zwanzig, mit runder Sonnenbrille und blonden, flaumigen Haaren, in meine Richtung rief: »Lecker!«

Ich starrte zu Boden, als hätte ich nichts gehört. Hielten sie mich für einen Junkie, der sich in die Pampa verirrt hatte?

Ich kroch zur Seite, weg vom Erbrochenen, legte mich in den Straßengraben, in den sanften Geruch von Gras. Wenigstens war ich jetzt hier. Wenigstens war ich weggefahren. Mein Magen gurgelte nicht mehr ganz so laut, die Krämpfe verebbten.

Ich starrte auf die Wirbel aus Unkraut, ohne die Typen ganz aus den Augen zu verlieren. Ich hatte Angst vor weiteren Kommentaren. Angst, weil ich am Boden lag und sie aufrecht standen. Ich hob den Blick, wollte etwas schreien, was sie vernichten würde, wie sie so dastanden, gebeugt über ihre schäbigen Autos. Hinterwäldler, dachte ich, Bauerntölpel.

Der Typ, der mir am nächsten stand, hob ein Milchpaket an die Lippen und nahm ein paar große Schlucke. Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab, eine kalbige Bewegung, das Kalb reckt sich, um Milch zu trinken, stupst mit dem harten Kopf gegen das empfindliche Euter. Ich betrachtete sein Kinn, ließ meinen

Blick dort verharren und vergaß mich selbst, spürte den süßlichen Geschmack auf der Zunge. Die Milch rann ihm aus den Mundwinkeln, tropfte auf sein zerschlissenes T-Shirt. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Lippen und lachte laut über eine Bemerkung der anderen.

Betreten sahen sie wieder zu mir. Und schließlich schlenderte einer auf mich zu, eine Flasche Mineralwasser in der Hand, frisch aus der Kühlbox seines Wagens. Wortlos streckte er mir die Flasche entgegen, nickte mir zu. Ich bedankte mich, murmelte etwas von einer Lebensmittelvergiftung und kippte das Wasser in mich hinein, bis mir die Kehle brannte.

Dann lag ich dort unter dem errötenden Himmel. Um meinen Körper herum brodelte der Überfluss. Ich kannte die Namen aller Pflanzen, aller Insekten, die herumsurrten. Die Mistfliegen über meiner Kotze, Ackerwinde, Klappertopf, duftendes Labkraut.

2

Schließlich fuhr ich auf den Hof und kam mit einem Ruck zum Stehen. Schaltete den Motor aus und kurbelte das Fenster runter. Alles schien verwaist, weit und breit kein Auto. Ich stellte das Radio ab, aber still wurde es nicht, Spatzen und Schwalben zeternten in ihrer fremden Sprache.

Als ich dort saß und geradeaus starrte, war das Wohnhaus ein blutender roter Fleck in meinem Augenwinkel. Draußen auf dem Feld türmte sich ein Wall aus Siloballen. Weiße Zuckerwürfel, die den Sommergästen warme Gefühle bescheren. Heute wird das Heu zum Trocknen nicht mehr in langen Reihen ausgestreut, es ist zu mühsam, die seelische Belastung zu groß. An flirrend heißen Sommertagen vor Regen zu bangen, der das Heu durchnässt.

Jeden Morgen wartete ich auf den Schulbus, der seiner Pflicht nachkam, uns zu holen, damit wir zivilisiert würden. Ich trug meine Schulklamotten. Einen gemusterten Fleecepulli, den meine Mutter genäht hatte. Ich achtete pedantisch auf meine Schuhe, darauf, dass ich nicht in Kuhfladen getreten war.

Der Bus mit den staubigen Sitzen, es roch nach Putzmitteln. Wir armen Gestalten, die so abgelegen lebten. Die anderen seufzten, weil sie diesen Umweg fahren mussten. Ich trug meine Scham mit mir in den Bus, duckte mich zwischen den Sitzen. Eignete mir einen fügsamen Blick an, einen stillen Zorn. Meine Hände bewegten sich mit entschuldigenden Ges-

ten. Ich passte mich an, ohne dass es jemanden peinlich berührte.

Ein Bauernkind sein, das nach Kuhscheiße stinkt. Die Vorkinder schwebten sauber durch ihre blitzblanken Häuser, ohne die weißen Sofapolster zu ruinieren. Ihre Mütter dufteten himmlisch, und die Hunde gingen an der Leine. Die Kinder kommentierten alles und verbargen nichts. Als sie älter wurden, verstanden sie, dass es unhöflich war, und hörten auf. Aber wir fragten uns weiter: Stinke ich?

Einmal scherzte ein Junge aus meiner Klasse, wir Bauernkinder würden die Milch direkt aus dem Euter trinken. Dass wir so leben würden. Wie die Kälber. Und so sah ich mich von da an. Satt von Milch, torkelte ich in den Bus. Die Lippen immer noch warm vom Euter. Auf staksigen Kalbbeinen bewegte ich mich vorwärts, das Fell steif geleck. Die Mutterzunge hatte mich gewaschen, grob, die Haare verwirbelt. Sauber lecken, nicht schmutzig. Das Kind als ultimative Repräsentation der Mutter.

Ich wurde ins Heu geschubst, landete auf den Knien, das Kalb stupste mir übermütig in die Seite. Meine Lippen suchten die Zitze, süß, weich, schrumpelig. Das Kalb trank gierig, ich war schwächer, gab jedoch mein Bestes. Nicht dass es ein Wettstreit war. Am Stroh auf dem Boden klebte Kot, flüssig von der kräftigen, nahrhaften Rohmilch. Das Kalb blökte, bekam nie genug. Die Kuh senkte den Kopf und betrachtete uns mit ihrem Mutterblick, gereizt und zärtlich zugleich.

Neben dem Euter hatte die Kuh eine fünfte Zitze, missgebildet, verhutzelt wie eine Wucherung. Dort kam keine Milch he-

raus, das wusste ich, weil das Kalb und ich längst versucht hatten, daraus zu trinken.

Die anderen Kinder lachten über den Scherz. Man weiß nie, wie man in so einer Situation antworten soll, aber wenigstens lachte ich damals nicht mit.

Ich schlug die Autotür zu und ging zum Haus. Dicke Löwenzahnbüschel auf dem geschotterten Weg. Im Juni bedeckten sie ganze Felder. Pudriger Duft und milchiger Saft, bitter auf der Zunge. Sofort hatte ich den Geschmack im Mund, wie damals, wenn ich stundenlang Girlanden aus Pustebblumen gebastelt hatte. Mein Shirt und meine Shorts übersät von braunen Flecken, nachdem ich durch die Tunnel auf dem Feld gekrochen war, so hoch stand das Gras damals. Offenbar hatte mein Vater es noch nicht gemäht.

Zögernd ging ich auf die Eingangstreppe zu, was, wenn jetzt jemand kam? Wie nähert man sich einem Haus? Man klopft, man klingelt. Ich klopfte, klingelte. Nichts.

Ich drückte die Klinke hinunter, abgeschlossen. Niemand zu Hause.

Unter dem Blumentopflag der Schlüssel, genau wie damals bei uns. Ich steckte ihn ins Schloss, öffnete die Tür. Außer mir war niemand hier. Ich war allein. Trat ein. Dann ertappte ich mich selbst.

»Hallo?«

Keine Antwort. Und schon im nächsten Moment zog ich die Tür hinter mir zu, damit mich von der Straße aus niemand sehen konnte.

Ein paar Schritte weiter, in die Küche. Zuerst fiel mein Blick auf einen Wandteppich, altmodisch bestickt mit den Worten: *Beginne den Tag mit einem positiven Gedanken, dann wird er gut.*

Die Schränke ganz in Weiß. Der Linoleumboden ersetzt durch Klickparkett. Holzimitat. Klick, klick, knarz.

An der Wand eine schwarze Tafel mit einem Kalender, sorgfältig ausgefüllt mit Kreide, bei jedem Tag im Juli eine Blume. Urlaub. Alles so gleichmäßig, die Schrift so akkurat. Die Menschen, die hier wohnten, waren verreist. Sie waren nicht hier.

Ein Triumphgefühl stieg in mir auf, als ich mit diebischem Blick durch das Haus strich, das ich zweifelsohne als mein Zuhause bezeichnen konnte. Hier war ich geboren worden, war im Strampelanzug über den Boden gekrochen, braun an Knien und Bauch, hatte an einer geschälten Karotte geknabbert, die mir die Hand meiner Mutter von oben entgegengestreckt hatte.

Jetzt war alles ausgetauscht. Ich ging von Zimmer zu Zimmer, wollte sehen, ob sie etwas vergessen hatten. Einen Türrahmen, einen Fensterhaken. Die Macke im Holz, wo ich damals mit einem Stuhl angestoßen war. Überstrichen, aber noch da.

Über der Küchenbank hing ein Regal voll alter Gerätschaften, dazwischen Stofffrosen, farblich abgestimmt auf die rosa-beige Tapete. Dazu einige Tafeln, die früher im Stall über den Boxen gehangen hatten. Bestimmt hatten die neuen Besitzer sie in einem Schuppen entdeckt. In der staubigen Kreide erkannte ich die Schrift meines Vaters wieder. Verblasst, aber lesbar. Nur ich wusste zu deuten, was dort stand. 451 Majros, 343 Beda, 537 Blenda.

Die Namen der Kühe, ihre Familie. Die Zahl für die Kuh als Individuum, der Name für die Mutterlinie. So geht der Name

von der Kuh ans Kalb weiter, man kann ihn zurückverfolgen bis zur Audhumbla, der Ur-Kuh.

Man züchtet, veredelt DNA-Stränge, poliert die Werte. Das Ziel ist eine Kuh, die prämiert wird, stattliche Flanke, hohe Milchleistung, starke Kniegelenke, sanftes Gemüt, schubst nicht, tritt nicht.

Das alles weiß ich, ich erinnere mich, und ich weiß es noch, dachte ich. Im Lauf der letzten fünfzig Jahre hat sich der Kuhbestand in Schweden nahezu halbiert. Gleichzeitig gibt jede Kuh fast doppelt so viel Milch. Es liegt am optimierten Futter und am ständigen Melken, je mehr man melkt, desto mehr bekommt man. Aus den Zitzen strömt schaumige Milch. Dann wurden Melkroboter eingeführt, die Kühe gehen hinein und melken sich selbst, sobald ihr Euter spannt. Ein Perpetuum mobile.

Die ganze Zeit behielt ich den Hof im Blick, sollte doch jemand kommen. Murmelte meine Verteidigungsrede zum Küchenfenster.

Es war wichtig, vorbereitet zu sein, falls jemand Unbefugtes auftauchte. Worte waren schon immer auf meiner Seite. Worte sind da, um sich zu behaupten. Darin besteht ihre ursprüngliche Funktion. Nicht selten sind die ersten Wörter eines Kindes Entschuldigungen oder eine Anklage, die der Mutter zurückgeschleudert wird.

Ich zog Schubladen heraus. Das Besteck lag in seinen Fächern, die Teelöffel ganz hinten. Käsehobel und Schöpfkellen in der zweitobersten Schublade. Lebte wirklich jemand hier? Ich sah mich um. Alles wirkte so arrangiert, durchdacht. Das

zerschlissene Geschirrtuch. Die Weihnachtskarte, wie vergessen am Kühlschrank. Beweisstücke, die zeigen sollten, hier sind wir zu Hause, wir sind wie alle anderen, wir leben ein ganz gewöhnliches Leben. Wir sind so normal, man könnte uns austauschen.